



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hadubert: Der altdeutsche Einwanderer im Elsaß

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der altdeutsche Einwanderer im Elsaß

Von Hadubert



er furchtbare Kampf, den wir an unserer Westfront mit Frankreich führen, ist ein Kampf um Elsaß-Lothringen. Nachdem schon einmal deutsches Blut um die Rückerringung dieses herrlichen Landes geflossen ist, werden uns für seine Behauptung heute noch ganz andere Blutopfer auferlegt. Elsaß-Lothringen ist für uns ein Schmerzenskind, und zu solchem hat man allemal ein eigenes, merkwürdig zwiespältiges Verhältnis. Nicht nur in außereuropäischer, sondern mehr noch innerpolitischer Hinsicht ist Elsaß-Lothringen für uns problematisch. Die Tage, in denen diese Zeilen geschrieben werden, weisen auf eine bevorstehende verfassungsmäßige Neuordnung, die für das bisherige Reichsland von größter Folgeschwere sein dürfte. Es erscheint nicht tunlich, auf diese Fragen im gegenwärtigen Augenblick einzugehen. Um so geeigneter ist der Moment einer großen historischen Wende, um rückschauend auf Stellung und Leistung der eingewanderten Altdeutschen in Elsaß-Lothringen einen prüfenden Blick zu werfen. Nicht immer waren sie der Durchführung der kulturellen Aufgabe gewachsen, die sie mit dem Einzug ins neueroberte Land auf sich nahmen. Eine Aufhellung der Widersprüche und inneren Wirren, in die die deutsche Besetzung das Land verwickeln mußte, ist nicht nur in historischem Betracht lehrreich. Sie enthält zugleich den Schlüssel für die künftigen Aufgaben, die dort noch immer der Lösung harren.

Erschreckend wenig Verständnis gegenüber der überaus verwickelten Problemlage zeigt noch immer die öffentliche Meinung in Deutschland. Das bekunden aufs deutlichste die ahnungslosen Fragen, auf die der Elsaß-Lothringer noch immer allenthalben jenseits des Rheines stößt. Noch immer entnimmt unsere allgemeine Meinung die Maßstäbe für verfassungsmäßige Reformvorschläge nicht der kulturellen Sonderlage des Landes, sondern allgemeinen Parteidoktrinen oder gar bloß dem eigenen politischen Temperament. Oder wo sonsther stammt die Entrüstung alldeutscher und konservativer Kreise, daß man dem Elsaß noch lange nicht genug die starke Faust gezeigt habe, oder die ebenso sachfremde sentimentale Toleranz im Liberalismus, aus der heraus Naumann in seinem „Mitteleuropa“ vor aller Welt darauf verzichtet, auf dem Markt von Kolmar die deutsche Sprache zur Herrschaft zu bringen? Erst wenn wir mit diesen plumpen Alternativen unserer eigenen politischen Zielsetzung aufräumen, die uns

in der ganzen Welt unseren politischen Kredit kosten, erst wenn wir die reife politische Kunst erlernen, die Vielfältigkeit des Gegebenen zu überschauen und den politischen Aufgaben mit jener Überlegenheit gegenüberzutreten, die — fest und elastisch zugleich — die Kompromisse nicht scheut und doch überall die Synthesen sucht: erst dann werden all jene Wunden im deutschen Staatskörper sich schließen, die mit unserer eigenen Erstarkung zugleich die politische Gesundung Europas hintanhaltend. Entrüstung ist nie ein Zeichen von überlegener Stärke. Wenn wir statt mit polternden Forderungen an die Einheimischen den neuen Kurs in unserer Westmark mit stiller Besinnung auf Leistungen und Fehler unserer eigenen altdeutschen Kulturträger beginnen, nur dann können wir auf eine wirkliche Abstellung der dortigen Mißstände hoffen.

Die Haupteinwanderung setzte bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege ein. Es war im wesentlichen eine Überschwemmung des Landes mit altdeutschen Beamten in einem derartigen zahlenmäßigen Umfang, daß sie die einheimischen Kreise in der Tat in eine gewisse Abwehrstellung zwang. Unbegreifliche Mißgriffe der Regierung, wie die Strafversetzung nicht einwandfreier Elemente in das wiedergewonnene Bundesland, können heute der verdienten Vergessenheit überantwortet werden, so gern auch heute noch gewisse elsässische Kreise auf dieser bedauerlichen, heute jedoch in ihren Wirkungen längst verjährten Tatsache herumreiten. Von einem moralischen Niveauunterschied zwischen der Beamenschaft in Altdeutschland und Elsaß-Lothringen ist längst nichts mehr zu bemerken, und übrigens dürfte schon damals dies Manko reichlich dadurch ausgeglichen worden sein, daß ein erheblicher Teil der Einwanderer mit einem besonders frischen Idealismus sich in der neuerrungenen Westmark ansiedelte. Mag also auch unter den nichtbeamteten Einwanderern immerhin der eine oder andere damals vor vierzig Jahren mit Grund sein Ränzlein geschmückt haben, weil er, wie der Elsässer sagt, „Dreck am Stecken“ hatte, ein großer Teil kam dafür auch mit reiner Siedlerfreude und im begeistertsten Bewußtsein einer hohen nationalen Sendung in das schöne Land, das ihm und seinen Kindern zur neuen Heimat werden sollte. Wichtiger jedoch ist es, sich die soziale Struktur jener Zuwanderer anzusehen. Denn hier recht eigentlich und nicht in jenen unnötig hervorgekehrten Nebenerscheinungen liegt der Schlüssel zu vielen Mißverhältnissen mit der einheimischen Bevölkerung.

Der deutsche Einwanderer war — gemessen am stattlichen Wohlstand der stark plutokratischen elsässischen Bourgeoisie — im großen ganzen arm. Das galt nicht nur für die große Masse der kleinen Beamten im Eisenbahn-, Post-, Zoll- und Gendarmeriedienst, die sich alsbald über das ganze Land mit seinen reichen Bauerdörfern verstreute, das galt auch für die Oberlehrer, Juristen und Universitätsprofessoren, die vor allem in den Städten das Altdeutschtum vertraten. In den wundervollen alten Patrizierhäusern der Straßburger Altstadt, in denen sich eindrucksvoll die französische Barockkultur in Straßburgs Baugeschichte spiegelt, in jenen Häusern, in die man eigentlich nicht einziehen

darf, sondern in die man hineingeboren sein muß, saß ein bürgerstolzes, betriebsames und doch das Leben behäbig genießendes Bourgeoisgeschlecht. Söhne und Töchter wurden durch die Eltern in den bekannten Familien verheiratet, wobei ein Hauptaugenmerk darauf fiel, daß Geld zu Gelde kam. Ungeheure Aussteuern gehörten zum guten Ton, Möbel in den erstarrten französischen Stilen, dazwischen freilich auch mal das Erbgut der elsässischen Bauernstube, schmückten die hochfenstrigen hellen Räume, die Schränke füllte reiches Geschirr, das sich vielfach auch durch Generationen vererbt hatte. Und inmitten dieser späten und ziemlich unschöpferisch gewordenen Sachkultur führte man ein geselliges breites trink- und esfreundiges Dasein, das nichts von der Arme-Leute-Kultur des „deutschen Idealismus“ kannte. Und da kamen sie nun in Scharen wie die Ameisen, diese hergelaufenen Oberbahnassistenten, Amtsgerichtsräte und Gymnasialprofessoren, errichteten sich vor den Toren der Reichsstadt ein Häusermeer von unbehaglichen, schlecht gebauten, innen dunklen, nach außen kitschig-prunkhaften Mietkasernen, wo sie nun — mit den vielen Kindern in enge Etagenwohnungen gepfercht, dabei alle drei Jahre umziehend — ihr unstetes Pflichtdasein dahinlebten. Angewiesen waren sie auf das kärgliche Gehalt, das der deutsche Staat ihnen hinwarf, und wenn sie hier und da ein kleines Vermögen besaßen, dann merkte man nur zu oft, daß es mit einer Heirat unter Stande erkaufte war. In komischem Gegensatz zu ihrer ungesellig engbrüstigen Lebensführung stand die oft so steife oder plumpe Würde, mit der sie sich als Vertreter des Deutschen Reiches und als Träger der deutschen Kultur gebärdeten: gesehen mit den Augen, gemessen an den schon ein wenig apoplektischen Maßstäben einer sehr nüchternen, in ihrem Wize ironisch-skeptischen Bourgeoisie nach westlichem Muster waren und blieben sie „ditschi Hungerländer“.

Die elsässische Bourgeoisie ist seßhaft und bodenständig. Der Oberländer mit seinem rauhen, halb alpinen Dialekt ist im leichtlebigeren Unterelsaß schon beinahe in der Fremde, der Elsässer hat in Lothringen nichts zu suchen und umgekehrt. Handel, Industrie, Land- und insbesondere Weinbau, der Advokaten-, Notars- und Ärzteberuf: all diese bürgerlichen Beschäftigungen fesseln nicht nur den einzelnen, sondern meist auch die Familie durch mehrere Generationen an denselben Ort. So ist der elsässische Bürger vielfach mit seiner Stadt so eng verwachsen, wie der ostelbische Junker mit seiner Scholle. Die Lockerung dieser Bodenständigkeit, die etwa der preußische Staat in seiner Feudalbureaucratie bewirkt hat, hatte Frankreich hier weder versucht noch zuwege gebracht. Die natürliche Folge dieser Lebensform ist ein ziemlich staatsfremder, konventionsstrenger und auf bürgerlichen Standes- und Besitzstolz gegründeter Konservatismus. Seine Überlieferungen reichten nicht gerade sehr weit zurück. Die eigentliche Grenzscheide bildete die napoleonische Zeit. Nach der ersten Revolution war dem Lande mit der französischen Schule zum ersten Male ein wesentlich undeutsches Kulturelement aufgedrängt worden. In den napoleonischen Feldzügen, die elsässisches und lothringisches Soldatentum zum erstenmal zu hohen

Ehren gebracht hatten, war das militärische Zusammengehörigkeitsgefühl mit der großen Armee geboren worden. Die stolzen Erinnerungen daran sind noch heute in den altelsässischen Familien lebendig, der „Napi“ ist mehr noch als im ganzen deutschen Westen im Elfaß eine populäre Figur. In den beiden folgenden Revolutionen war das elsässische Bürgertum mittätig gewesen, wie in ganz Frankreich so hatte auch im Elfaß die Bourgeoisie sich damals zur sozialen Vorherrschaft aufgeschwungen. Gewiß waren alte reichsstädtische Überlieferungen, wie sie Goethe in Alt-Strasbourg noch „voll lebendig“ gefunden hatte, vielfach mit in die neuen Konventionen hinübergenommen worden. Aber der Zusammenhang war vergessen. Weniger durch bürokratische Staatlichkeit wie in Preußen, sondern mehr durch militärische Gemeinschaftserinnerungen und durch sozial-kulturelle Solidarität war die bourgeoise Oberschicht des Landes nunmehr dem Franzosentum gewonnen. Und in diese jungen Konventionen, in diesen Konservatismus von vorgestern mußte ein jeder hineinwachsen, der aus der sprachlich und kulturell noch immer wesentlich deutschen Unterschicht in die maßgebenden Kreise des Großbürgertums aufsteigen wollte. Der soziale Ehrgeiz wurde geschickt vor die französische Kulturpropaganda gespannt. Denn das Schibboleth der neugewonnenen Klassenzugehörigkeit war die Beherrschung der französischen Sprache. Sie brauchte nicht sehr tief zu gehen und ihr Wortschatz nicht gar sehr weit zu reichen. Weltanschauliche Grübeleien, mit denen sich die teutonischen Hungerpastorsnaturen herumschlugen, beunruhigten den fatten Alltag dieses Großbürgertums sehr wenig. Man war kirchlich korrekt und übrigens rationalistisch aufgeklärt. Und für die intimsten Dinge des Lebens blieb im Grunde doch noch das altüberkommene und nie vergessene „Elsässer Ditsch“ aufgespart. Das Hochdeutsche spielte lediglich als Standesdialekt, als „Pastorendeutsch“ eine Rolle. Sonst gewann man zu ihm kein Verhältnis. Denn für die gleichgültigen Dinge des gewöhnlichen Lebens und erst recht für das repräsentative Geplapper der Salons oder der noch immer nicht ausgestorbenen Osterspaziergänge vor die Tore der Stadt war eben von nun ab das Französische unumgänglich. Es war und ist auch heute noch in weitem Umfange romanische Schaustellung vor sich und vor andern, vollends bei den unteren Klassen lächerliche Vornehmerei, aber auch bei den oberen keineswegs notwendiger und echter Ausdruck der völkischen Sonderart. Es ist das lose Band, das einer emporkömmlingshaften Oberschicht das Gefühl einer Berührung mit einer mehr von fern bestaunten und respektierten als mitgeschöpferisch erlebten Weltkultur vermitteln mußte. Aber eben weil diese Pflege des Französischen immerhin der ferne Abglanz der unbestreitbaren kulturellen Weltgeltung von Paris war, konnte sie mit rein machtpolitischen Verschiebungen wie der Annexion des Landes durch die junge Militärmacht Preußen-Deutschland natürlich nicht von heute auf morgen außer Kurs gesetzt werden.

Diese Erwägungen nun führen uns aus den mehr peripherischen wirtschaftlichen Gegensätzen mitten in den Kern des Altdeutschen-Problems im bisherigen

Reichsland hinein. In diese überreife, erstarrende, kanonisch und klassisch werdende Kulturkonvention der breit im Sattel sitzenden Großbourgeoisie platzte das neue Deutschland in der Blüte seiner kulturellen Pubertät herein. Gewiß, diese einwandernden neudeutschen Kulturträger fanden eine Kultur der Parvenus, einer vor knapp drei Generationen aus Ruher gekommenen Gesellschaftsschicht vor. Aber eben weil diese Kultur als Erbe übernommen war, eben weil in ihren Räumen noch das Gespenst von Louis-Quatorze so unheimlich umging, als lächelte es über diese sich als Aristokraten aufspielenden querköpfigen Kleinbürger der elsässischen Oberschicht, eben weil damals schon die Reaktion innerhalb dieser westlichen Zivilisation eingesetzt hatte, die in diesen Weltkrieg auslaufen sollte: aus all diesen Gründen mußte sich die Trägerin dieses späten Kulturerbes um so starrer gegen die von jenseits des Rheines eindringenden bedenklich neuartigen Tendenzen verkapseln. Und dies innerlich unsichere, defadente Selbsterhaltungstreiben mußte nach außen als hochmütige Ablehnung des Neuen zutage treten. Diese überhebliche Abweisung aber der willig und oft naiv-begeistert hingestreckten Bruderhand mußte auch auf deutscher Seite zu Trotz und Verstockung führen. Dies ist der unerfreuliche Zirkel, in dem sich das Verhältnis der Einheimischen und Zuwandernden bewegte. Und einmal in seinen Antrieben durchschaut, erklärt uns dieser Zirkel auch die sonst schwer begreifliche Tatsache, daß diese Beziehungen sich bis hart an den Rand des Krieges nicht gebessert, sondern vielfach verschlimmert haben. Die Wirkungen des Krieges bleiben abzuwarten. Zu große Hoffnungen dürfen keinesfalls auf sie gesetzt werden.

Dem rund heraus gesagt: der altdeutsche Einwanderer hatte bis zum heutigen Tage nichts, das genügend in sich ruhenden Wert und zugleich werbende Kraft bekundet hätte, um dieser im elsässischen Bürgertum herrschenden westlichen Zivilisation mit Erfolg entgegentreten zu können. Wenn wir es vor dem Krieg nicht wußten, so haben wir es ja jetzt an allen Orten, in Italien, Rumänien, Polen, Dänemark, Skandinavien und ganz ebenso in Elsaß-Lothringen erfahren: unsere nach den Polen unzugänglicher Innerlichkeit und technischer Veräußerlichung auseinanderstrebende neudeutsche Kultur hat nicht die Anmut und zugleich die leichte Übertragbarkeit jener Weltzivilisation, die ihr mühelos allenthalben den Rang ablauft und die die ganze Welt in einem unüberwindlichen stimmungsmäßigen Vorurteil gegen uns vereint. Diesen kompakten Antipathien gegenüber hilft es bekanntlich gar nichts, daß wir entrüstet die Überlegenheit unserer Transzendenzkultur von Bach bis Hegel oder unserer technischen Zivilisation von Mayer und Helmholtz bis Krupp und Zeppelin beteuern. Unsere Argumentationen mögen Köpfe überzeugen, Herzen umstimmen können sie nicht. Auf den Einklang der Herzen aber kommt es an, wenn Nationen und Stämme den Weg zueinander finden sollen. Den einwandernden Altdeutschen gelang es trotz aller ehrlichen Begeisterung nicht, diesen rasch erhofften Bund der Herzen zu stiften.

Ich maß bereits dem hochmütigen, im Grunde genommen ängstlichen und zukunftsunsicheren Abschluß der elsässischen Bourgeoisie, die in ihrem kurzfristigen Konservatismus alle Stammeszusammengehörigkeit verleugnete, einen Hauptanteil an dem Mißlingen dieser Ausöhnung zu. Wir wollen aber auch hier nicht vergessen, nach dem altdeutschen Anteil an dieser „Schuld“ zu suchen, wofern bei solchen historisch folgerichtigen Verläufen überhaupt von Schuld gesprochen werden kann. Hier wie anderorts sollten wir nicht vergessen, wie wenig im äußeren Gebahren und im unmittelbaren, dem allgemeinen Blick offenen Dasein des Durchschnittsdeutschen von damals und von heute von jener hohen Kultur wirklich zutage tritt, auf die wir uns in Festreden so viel zugute tun. Es verlohnt wohl, sich einmal die sozialen Kreise und Typen der Eingewanderten nicht in jener hellrosa idealistischen Aufmachung, sondern mit einem ganz unpathetischen Realismus vor Augen zu stellen, wie er der elsässischen Durchschnittsart entspricht. Wir werden dann besser begreifen, daß uns die Sympathien der Einheimischen nicht in dem stürmischen Tempo zuslogen, wie unsere naiven Idealisten das voraussetzten und oft recht paßig forderten.

Es kam also, um von unten zu beginnen, der deutsche Subalternbeamte, gewissenhaft, im Grunde gutartig und herb-gemütlich, aber mit den unausrottbaren Gewohnheiten seiner Unteroffiziersvergangenheit belastet, die sein nordisch-hanebüchenes Wesen nicht einnehmender und im westlichen Sinne urbaner machen, als es von Natur ist. Auch der allemannische Mann aus dem Bolke, namentlich im Oberelsaß, ist ein reichlich grober Kloß, und so hätte wohl niemand auf die Dauer an dem dazugehörigen groben Keil ernstlichen Anstoß genommen. Schwerer dagegen war es hier wie anderorts zu ertragen, daß dieser laute Unteroffizierston mit gewissen belanglosen Abwandlungen auch bei mittleren und höheren Beamten immer wieder durchbrach und nun — in Berührung gekommen mit der gedämpften, eleganten und etwas müden Geste der elsässischen Oberschicht — allenthalben alte Vorurteile stets aufs neue bekräftigt: enfin — mit dem Deutschen kann man nicht verkehren, er brüllt zu sehr. Hier nun, in diesen gebildeten Schichten der einwandernden Altdeutschen, hätte eine geschlossene deutsche gesellige Nationalkultur eindrucksvoll in Erscheinung treten müssen. Aber es kam — statt einer deutschen Gesellschaft eine sehr bunte Gesellschaft von Deutschen. Der Reichsgedanke war noch ganz jung. Was ihn trug, waren die Erinnerungen an einen siegreichen Feldzug, in dem die Söhne und Brüder der Wiedergewonnenen auf der anderen Seite ihr Leben gelassen hatten. Hierauf ließ sich keine Solidarität begründen. Im übrigen waren es Pfälzer, Schwaben, Berliner, Hessen, Thüringer, die sich ohne rechte innere Einheit hier zusammenfanden, alle ihre Stammesfitten, Dialekte, Gewohnheiten mitbrachten, konfessionell und parteipolitisch bald in scharfen Gegensatz zueinander gerieten und so dem spöttischen und mißtrauischen Auge der wie alle Grenzvölker stark nörglerisch veranlagten Elsässer alsbald das Bild einer höchst unerfreulichen Zerklüftung darboten.

Da war in der Tat unendlich vieles, das auf den Außenstehenden nur lächerlich wirken konnte: es gab Oberpostsekretäre, die tödlich beleidigt waren, wenn man sie Herr Postsekretär anredete (— und erst die Gemahlinnen, denen man etwas vom Titel ihres Mannes vorenthielt! Im Elfaß sagt man Madame, und aller Form war Genüge geschehen —), es gab Oberlehrer, die einen Volksschullehrer nicht als Kollegen gelten lassen wollten, es gab Juristen, die auf Philologen, und Offiziere, die auf alle Zivilisten von oben herabsahen. Alle anerzogenen oder ererbten Vorurteile brachte man hierher mit, wo sie gegenüber den unveräußerlichen Vorzügen des deutschen Wesens grell hervortraten, sehr wenigen kam der Gedanke, daß all dies hier in der Halbfremde zurückzutreten habe, wo es eine geschlossene deutsche Gesellschaft achtungsgebietend und menschlich gewinnend zu gestalten galt. Die intimen Reize des bodenständigen stammhaften deutschen Lebens, die Welt Jean Pauls, Raabes und Ludwig Richters, waren diesen Entwurzelten verloren gegangen, sie fristeten allenfalls noch im Schoße der Familien ein gedrücktes und scheues Dasein, — was zutage trat, waren all die Unarten einer unausgereiften, widerspruchsvollen und unschönen Sozialkultur, wie sie namentlich für die traurige Gründerzeit charakteristisch waren.

Und all das wucherte fort, ohne daß diese dem Einheimischen offenkundigen Mängel nun auch den altdeutschen Kreisen beschämend ins Bewußtsein getreten wäre, ebensowenig freilich, wie sich das Elfaßertum die Dürftigkeit seiner bourgeoisen Lebensanschauung eingestand und eingesteht. Bei den Eingewanderten drängte der Stolz auf das junge Reich, dessen Sache man guten Willens, aber mit höchst unzulänglichen Mitteln vertrat, alle Selbstkritik zurück. Und während man an Stammtischen Bier trank, Krieger- und andere Vereine gründete, Skat und Regel spielte und Sonntags in gewagten Kostümen Bergtouren unternahm, glaubte man allen Ernstes, der fraglos überlegenen deutschen Kultur in einem verwelschten Lande Eingang zu verschaffen.

Noch immer ist der Altdeutsche, der hier nur in scheinbar allzu grellen Farben geschildert wurde, im Elfaß anzutreffen. Gewiß hat er sich mit den Jahrzehnten einigermaßen dem Landschaftskolorit angepaßt, seine Kinder, fern von der Heimat der Eltern aufgewachsen, sprechen eine diesen fremde Sprache, das Elfaßerdeutsch, und sind auf den ersten Blick schwer von den Eingewanderten zu unterscheiden. So ist es selbstverständlich, daß Bande reiner menschlicher Zuneigung, wie sie sich über alle geschilderten Gegensätzlichkeiten hinweg auch von einwandernden zu einheimischen Familien geschlungen haben, die überaus tiefgehenden Unterschiede von Tradition und Lebenshaltung des öfteren überwunden haben. Die Hemmungen aber waren und sind außerordentlich groß. Das beweisen vor allem die unter großen Widerständen geschlossenen Mischehen, in der häufig der eine Teil — nicht selten war es der deutsche — die ursprüngliche Eigenart vollkommen aufgeopfert hat. Nicht wenige der schlimmsten Französklinge, die sich in den Jahren vor dem Krieg so unheilvoll bemerkbar

machten, stammen von altdeutschen Vätern ab. Es gibt Söhne von Eingewanderten, die sich nicht scheuen, ihren gutdeutschen Namen durch französische Akzente aufs lächerlichste zu entstellen (vgl. Wetterlé, Kusé und ähnliche, wie man ja auch in Bourgeoiskreisen Madame Bo-e sagt, wenn man eine Frau Bauer im Auge hat).

So sieht auch heute noch der Gegensatz zwischen beiden Bevölkerungsklassen tief und unüberbrückbar aus. Nur darf man nie die Bourgeoisie mit dem Elsfässertum identifizieren. Wie sichtlich die zukünftigen, jungen Volkskräfte im Elfaß in die deutsche Kultur hineinwachsen, so daß an der deutschen Zukunft des Landes gar kein Zweifel ist, soll in anderem Zusammenhang beleuchtet werden. Dadurch werden auch die Wege sich erhellen, auf denen die Aussöhnung und das Zusammenwachsen der beiden Bevölkerungsschichten zu erwarten ist. Ohne Zweifel hat dieser Krieg der elsässischen Wunde an unserem Volkskörper noch viel Giftstoff entpreßt. Deswegen verlohnte es sich wohl, mit der kühlen Sachlichkeit des Beobachters dem bisherigen Verlauf der Krankheit nachzugehen. Daß die Entziehung des Giftes die Heilung beschleunigt mag uns über manche trübe Erfahrung hinwegtrösten. An der endlichen vollkommenen Gesundung des elsaß-lothringischen Gliedes am deutschen Volkskörper besteht bei keinem Kenner des Landes ernstlicher Zweifel.

